



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Neue Gedichte.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Neue Gedichte.



öblich unlöblichem Brauch folgend überschwemmt der deutsche Buchhandel in diesem wie in jedem früheren Jahre den Weihnachtsmarkt mit Sammlungen lyrischer Gedichte, von denen angenommen wird, daß sie um die Festzeit, in festlichem Gewande auftretend, Häuser und Herzen offener finden werden als das ganze Jahr hindurch. Unter den Herzen aber, die sich erschließen sollen, stehen die der Herren Kritiker voran. Es ist hergebracht, daß die modernen Feuilleton-Rhadamanten, welche elf Monate hindurch nur die kühlste Geringschätzung lyrischer Unmündigkeit zur Schau tragen, im Dezember ihre Gemüter erweichen und mit ein paar lobenden Phrasen alles, was ihnen in Goldschnitt, elegant gebunden, gereimt und auch ungereimt auf den Schreibtisch geworfen wird, den Börsen der Weihnachtskäufer und den laulich=empfänglichen Stimmungen des zweiten und dritten Festtages empfehlen. Es liegt eine unbegrenzte Gleichgiltigkeit in diesem Weihnachtsberichtton, der wahl- und kritiklos Vorzügliches und schlechtthin Abgeschmacktes bunt durcheinander empfiehlt und den Einbänden von vornherein größeres Gewicht einräumt als dem Inhalt, was freilich oft genug zutreffen mag. Die Grenzboten haben sich zu wiederholtenmalen gegen diese Unsitte erklärt, welche der Produktion und Kritik gleich schädlich ist. Es giebt keine Stunde im Jahre, zu der schlechte Gedichte erquicklicher wären als zu jeder Zeit. Und andererseits geben die äußersten Greuel des lyrischen Dilettantismus der Kritik kein Recht, sich die Prüfung der lyrischen Dichtung, deren die poetische Literatur unter allen Umständen nicht entraten kann, vornehm zu schenken. Bellmaus in Freytags „Journalisten“ und Frau Pastor Säger in Spielhagens „Problematischen Naturen,“ die vielbelachte Verfasserin des Liedes „Auf einen toten Maulwurf,“ sind ja recht ergötzliche Figuren, aber die Annahme, daß alle Lyriker Bellmaus und Frau Pastor Säger glichen, ist auch einer jener ungeheuern Bären, welche sich die verehrliche „öffentliche Meinung“ mit besonderm Wohlgefallen aufbinden läßt.

Unsre Weihnachtsschau auf dem Felde der Lyrik umfaßt alles, was sich in den letzten Monaten angeammelt hat; wir beschränken uns darauf, den immerhin subjektiven Eindruck wiederzugeben, welchen die verschiedenen lyrischen Sammlungen und lyrisch=epischen Dichtungen hervorgerufen haben. Der Leser, der für Weihnachtsszwecke den kritischen Bericht über die neueste deutsche Lyrik durchfliegt, wird dann schon wissen, was sich für ihn am besten eignet.

Eine lyrische Gabe befindet sich unter den vielen vorliegenden\*), die

\*) Zwei der hier zur Besprechung kommenden Sammlungen sind vor kurzem schon von andern Seiten in den Grenzboten empfohlen worden: die Gedichte von M. Carriere und von F. W. Fischer.

von vornherein und ohne Frage den ersten Platz zu beanspruchen hat. Es sind die Gesammelten Gedichte von Gottfried Keller (Berlin, Wilhelm Herz) in denen der Dichter des „Grünen Heinrich“ und der „Leute von Selbwyla“ die beiden früheren Sammlungen seiner Gedichte von 1846 und 1851 mit den zahlreichen Dichtungen vereinigt hat, welche seitdem teils bei verschiedenen Anlässen hervorgetreten, teils ungedruckt geblieben sind. Bei dem großen Publikum, welches Geibel, Theodor Storm und andre der allgemeinen Empfindung näherstehende Dichter bevorzugt, werden diese Zeugnisse eines ernsten, geistig tiefbewegten und auch äußerlich sturmreichen Dichterlebens schwerlich auf Sympathie oder auch nur auf Verständnis zu rechnen haben. Gottfried Keller ist kein Lyriker in jenem engsten Sinne, den man der Lyrik nach und nach gegeben hat, kein Liederdichter, dessen Lieder an das Volkslied unmittelbar anknüpfen, kein seliger Träumer, an den die Reflexion nur soweit herantritt, als sie sich in frohe oder schmerzliche Stimmung wandeln läßt, vor allem keiner jener Sprachvirtuosen, welche weit eher die Deutlichkeit und Eigenart des Ausdrucks als den Wohlklang des Verses opfern. In Kellers „Gedichten“ machen sich eine trotzig Selbständige der Empfindung, eine zu Zeiten befremdende Anschauung der Welt, die von Verklärung weit entfernt ist, eine besondere Behandlung, ein gelegentlich heißes Ringen mit der Sprache geltend, die im einzelnen Falle freilich die höchsten poetischen, rhythmischen und melodischen Wirkungen erreichen, in andern jedoch einen Nachgeschmack hinterlassen, der nur dem Nachgeschmack starken, duftigen, aber herben Weines zu vergleichen ist. Die knorrige Originalität, die in gewisse poetische Tiefen hinabsteigt, in die andre Dichter kaum einen scheuen Blick werfen, die gewisse Höhen erklimmt, auf denen die Luft für den Durchschnittsleser dünn wird, tritt hier noch stärker und entschiedener hervor als in den Erzählungen des Dichters. Lebensfrisch und dunkelgrüblerisch, geistblitzend und voll schlichten Ernstes, herausfordernd, feck und zartfünnig, scheu und zurückhaltend stellt sich Gottfried Keller in seinen Gedichten dar, alle Töne schlägt er ein- und das andremal, keinen so wiederholt an, daß er für die große Menge ein Lyriker mit einem bestimmten Tone wäre. Man muß schon Teilnahme für ein mannichfach bewegtes, von den Gährungen der Zeit ergriffenes, in seinen Kämpfen geprüftes und bewährtes Dasein empfinden, um sich ganz in diese „Gedichte“ versenken zu können. Dicht neben den reiffen Schöpfungen, in denen ein tiefsinniger Gedanke vollendet poetische Form gewinnt, in denen die Phantasie des Dichters leuchtende Schönheit schaut oder der köstlichste Humor die Unzulänglichkeit des Irdischen erhellt, stehen andre, in denen der absonderliche Einfall umsonst Gedanke zu werden strebt, in denen die Einbildungskraft Kellers wild ausschweift und wie in dem Cyclus „Lebendig begraben“ selbst die grauenhaftesten Möglichkeiten des Daseins poetisch zu fassen und den Aufschrei der zertretenen Tierheit in menschlichen Laut zu wandeln sucht, stehen solche, deren Humor gar dünn und ansäuerlich ist. Nichts

leichter, als Kellers Gedichte um ein paar Dutzend Proben häßlicher Bilder oder solcher Gedichte zu plündern, in denen der Ausdruck dunkel und spröde erscheint, nichts leichter, als aus diesem Bande zu deduziren, daß Keller ein geistreicher Tendenzpoet, aber kein echter Dichter sei. Man braucht eben nur über die Gedichte hinwegzulesen, die in unsrer ganzen Lyrik ihres gleichen suchen und Kellers Namen erhalten müssen, solange die gegenwärtige deutsche Sprache lebt, braucht nur die Nachklänge aus den vierziger Jahren und der achtundvierziger Revolution, die sich zahlreich finden, als die Hauptsache hinzustellen. In Wahrheit verhält es sich völlig anders. Wer Gedichte wie „Sommernacht,“ „Am Brunnen,“ „Fahr wohl,“ „Erster Schnee,“ „Die Mitgift,“ „Liebchen am Morgen,“ „Die Entschwundene,“ die Sonette „Bier Jugendfreunde,“ „Die Goethepedanten,“ die stimmungsvolle und prächtige „Feuersdylle,“ „Siehst du den Stern im fernsten Blau?“, „Die Spinnerin,“ „Am Sarg eines neunzigjährigen Landmannes vom Zürichsee,“ „Der Taugenichts,“ „Der Schöngeist,“ „Berliner Pfingsten,“ „Polstakirche,“ das wundervolle Gedicht auf Ludwig Uhland „Der Kranz,“ „Die Winzerin“ nacheinander liest und etwa noch ein paar so prächtige und tiefpoetische Gelegenheitsdichtungen wie „An das Vaterland,“ den Prolog zur Beethovenfeier in Zürich, das Festspiel „Die Johannismacht“ hinzufügt, dem wird der innere Reichtum und die ganze Ursprünglichkeit des Dichters weder verschlossen noch fremd bleiben. Wer aber einmal den starken, würzigen und dabei doch so linden Alpenhauch dieser Dichtungen geatmet, der wird zu ihnen zurückkehren, sich in sie hineinleben und sich am Ende mit manchem scharfen und jähen Zug versöhnen, der durch sie hindurchstreicht. Wir müßten weit ausholen, um dem ganzen Verdienst der Kellerschen Sammlung gerecht zu werden, oder das Verhältnis dieser eigentümlichen Gedichte zur landläufigen Lyrik festzustellen, oder auch nur annähernd die erquickliche Fülle der eigensten Empfindungen, Gedanken und Erlebnisse zu charakterisiren, welche in ihnen zusammengedrängt erscheint. Aber mit aufjauchzender Freude sagen wir nur: Doch endlich einmal wieder ein Buch — im Guten und Schlimmen eine Erscheinung, vor der uns das jämmerliche Gefühl der großen demokratischen Allgemeinheit verläßt, das uns bei so zahllosen, nur dem Titel nach unterschiedenen poetischen Produkten überkommt. Hier prangt der alte starke Stamm unsrer Literatur, der Individualismus, in neuer Blüte und ein frischer Duft strömt von ihm aus.

Dem schweizerischen folgt der schwäbische Dichter auf dem Fuße. Die Gedichte von F. G. Fischer (Stuttgart, F. G. Cotta), sind zwar nur als dritte vermehrte Auflage bezeichnet, stellen sich aber in der That als eine erste Gesamtausgabe oder besser Auswahl aus verschiedenen früheren Sammlungen dar, und geben das gewinnende Bild keines großen, aber eines guten, frischen und künstlerisch reifen Dichters, dessen Lieder, kleine Lebensbilder und reflektirende Gedichte einen zugleich ernsten und lebenswürdigen Eindruck hinterlassen. Die Sammlung besteht nicht aus lauter Perlen, aber sie enthält Perlen.

Verwandt in der Art der Formgebung, im Geiste freilich unendlich verschieden von den Fischerschen, zeigen sich die Gedichte von F. Herzfelder, die gleichfalls im Cottaschen Verlage erschienen sind und unsers Wissens einen neuen Dichternamen in die Literatur einführen. In reinen, runden Versen, wie sie seit Platen und Geibel, wenn nicht Gesamteigentum unsrer Lyriker, doch Eigentum vieler geworden sind, enthüllt sich hier ein Seelenleben, das mannichfach verdüstert und gepreßt erscheint und sich nur im Liede erhebt. Ein sterker Tropfen des neuesten Pessimismus giebt dem poetischen Tranke, den Herzfelder bietet, einen bitteren Beigeschmack:

Mir fehlt das tröstliche Vertrauen,  
Mir fehlt der Glauben an ein Glück.  
Seh ich voraus, seh ich zurück,  
Die Wolken hangen tief, die grauen.

Ich flog der Sonne nach, den Freuden,  
Die Schwingen hab ich nur verbrannt.  
Ich habe Lust und Glück erkannt,  
Nur um sie flüchtig zu vergeuden.

Die Zweifelsucht, die grimme Müde,  
Hat mich von Haus zu Haus gehegt.  
Ich rang nach Ruhe, und zuletzt  
Wie ward ich müde, sterbensmüde!

Natürlich bleibt es nicht bei Klängen dieser Art, aber sie hallen doch durch die große Mehrzahl der Herzfelderschen Gedichte hindurch und tönen selbst in den verhältnismäßig frischen Cyklen „Liebesleben“ und „Wanderleben“ nach. Die meisten Gedichte zeichnen sich durch reines Gleichmaß des Ausdrucks und warme Stimmung aus, obgleich die letztere selten derart ist, daß man sie teilen möchte. Das Bewußtsein seiner jüdischen Abstammung und der Dienst der Themis scheinen Herzfelder schwer aufzuliegen; in glücklicheren Tagen besaßen ein poetisches Talent, wie das, welches ihm unzweifelhaft innewohnt, und so fröhliche eindruckreiche Ferien, wie ihm gegönnt zu sein scheinen, die Kraft, einen Mann über den Druck des Alltags zu erheben; heute drücken sie den Stachel des Mißmuts und der grollenden Weltbetrachtung nur tiefer in die Seele. Aber wie dem auch sei — es ist keine lyrische Duzenderscheinung, die uns aus diesen „Gedichten“ anspricht. Den Schluß des mäßigen Bandes bilden einige vortreffliche Übertragungen aus dem Italienschen und Französischen, darunter ein Gesang aus Giambattista Castis mit Unrecht vergessenem satirischen Epos „Die sprechenden Tiere.“

Unter den lyrischen Weihnachtsgaben finden sich auch die Gedichte von Felix Dahn (zweite Sammlung) in dritter, die Gedichte von Konrad Ferdinand Meyer in zweiter, die Lotosblätter, neue Gedichte von Adolf Friedrich Grafen von Schack in zweiter Auflage. Da alle diese Samm-

lungen theils vor kurzem besprochen sind, theils in anderm Zusammenhange zu besprechen sein werden, so mag es genügen, hier auf ihr Erscheinen hinzuweisen. Gedichte älterer Poeten haben wir in Agnes, Liebeslieder und Gedankendichtungen von Moriz Carriere (Leipzig, F. A. Brockhaus), und in Licht und Leben Gedichte von Oswald Marbach (Leipzig, Bruno Zschel) vor uns. Die Sammlung des erstgenannten philosophischen Ästhetikers ist ein Buch der Erinnerung. Der Dichter protestirt ausdrücklich dagegen, sich mit seinen poetischen Gaben an ein fremdes Publikum zu wenden. Als er im Dezember 1862 seine geliebte Frau, des großen Justus Liebig Tochter, verlor, stellte er ein kleines Heft seiner Jugendgedichte an die Frühverklärte zusammen. „Ich habe in dasselbe später hineingelegt, was mir erhaltenswerth schien von den Jugendliedern, die ich ihr zum Brautgeschenk gegeben; ich reihte Gedankendichtungen an, die den Ideenkreis bezeichnen, in welchem wir uns mit einander bewegt; ich fügte dann auch Worte in gebundener Rede hinzu, die ich in neuerer Zeit bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen, da sie im Hinblick auf die Frühverklärte niedergeschrieben waren. So sollten die Verse unter dem Schilde ihres Namens vereint nach meinem Tode gedruckt und Befreundeten zum Andenken mitgeteilt werden. Als ich aber in diesem Jahre (1882) wieder nach einer Augenoperation fünf Tage und Nächte ruhig im Dunkeln lag und mein Leben überdachte, da gewahrte ich mit Behmut, wie so manche und gerade der Vertrauteren, denen ich diesen Einblick in mein Seelenleben gewähren wollte, vor mir dahingegangen, und so entschloß ich mich, das Büchlein den Mitlebenden selbst als Weihnachtsgruß zu senden. Wenn die Gedichte aus dieser Sphäre hinaus in die Öffentlichkeit gelangen, so richten sie sich doch nur an Gleichgesinnte; sie wenden sich an solche, die mir persönliche Teilnahme zollen, ohne von Angesicht zu Angesicht bekannt zu sein.“ Die Kritik hat diesen Wunsch des greisen und vielverdienten Gelehrten zu ehren. Das aber darf sie wohl betonen, daß das Eigentümliche und Selbständige dieses Bändchens Gedichte durchaus auf der Seite der Gedankendichtung liegt. Auch in seinen Herzensergießungen bleibt der Verfasser der Neigung treu, die subjektive Empfindung zu einer allgemeinen Wahrheit zu erheben oder mit einer solchen zu verknüpfen. Er selbst spricht das in dem wunderbar innigen und edlen „Nachruf“ an seine geliebte Tote vom Neujahr 1863 aus, er bleibt eben überall der Priester jener philosophischen Weltanschauung, die er in früher Jugend in seinen „Religiösen Reden und Betrachtungen,“ in späterer Zeit in dem Buche „Die sittliche Weltordnung“ dargelegt hat, die Gedichte sind nur Variationen zu dem Grundthema eben dieser Anschauung. — In Licht und Leben von Oswald Marbach haben wir vor allem die männliche Gesinnung zu ehren, die, durch die Erscheinungen und Forderungen des Tages unbeirrt, in Weltleben, Zeitleben, Kunstleben und Seelenleben die Begeisterung für ideale Güter und ideales Streben festhält, die das uralte Credo der Hoffnung und der frommen Zügelung,

dessen die Menschheit auf keiner Höhe des Geistes zu entbehren vermag, immer wieder, wie in der Jugend so im Alter, bekennt. Die künstlerische Form freilich, in welcher diese Gefinnungen hier poetisch gefaßt werden, läßt auch für bescheidene Ansprüche zu wünschen übrig, es sind in der umfangreichen Sammlung viel schöne Stellen und einzelne poetische Bilder, aber kaum einige Dichtungen vorhanden, die wir als vollendete und wirklich schöne Gedichte bezeichnen könnten.

Unter den Sammlungen jüngerer Dichter enthält Mein Wanderfrühling, Lieder und Gedichte von Max Brauer (Leipzig, Breitkopf und Härtel), einige frische und anmutende Klänge, die größtenteils einer Wälschlandsfahrt des wahrscheinlich noch jugendlichen Dichters entstammen. Derselbe hat übrigens Ursache, sich vor der „Scheffelei“ zu hüten, oder besser vor der Sorte von gemachter Jugendlust, gemachter Wanderfreude und gemachtem Liebesfang, welche sich in die gegenwärtige deutsche Lyrik hereindrängt und, weil sie mit einer gewissen Art von Sprachvirtuosität und fertiger Manier auftritt, nicht so leicht als Dilettantismus erkannt werden kann wie das Stammeln der lyrischen Unmündigkeit. — Die Gedichte von Friedrich von Hoff's (Essen, G. D. Bädeler) bieten ein paar hübsche Lieder, die freilich nur Wiederklang tausendmal gesungener Weisen sind, ein prächtiges kleines Gedicht „Philoxenus,“ einige leidliche Übersetzungen und ganz unmögliche Zeitgedichte von 1870. Solcher greuliche Basal wie das Gedicht: „Qui vive? Werda“ und so armselige Einfälle wie „Ruckuck und Kutschke“ hätten die große Erhebung von 1870 nie verunzieren sollen. Wenn der Verfasser im ersten Entrüstungsstadium sich vor dreizehn Jahren Verse von diesem Kaliber:

Mit Kolbenstoß im Rücken wollt  
Ihr üben Rhein uns schmeißen?  
Ihr frechen Jungen, Girardins,  
Da kennt ihr schlecht die Preußen

nicht glaubte versagen zu können, so brauchten sie wenigstens nicht aus alten Zeitungen wieder abgedruckt und in Goldschnitt gefaßt zu werden.

Unter den lyrisch-epischen Dichtungen erheben einige den Anspruch, wirkliche Epen zu sein. So Melechfala, ein romantisches Gedicht in elf Gesängen von Albert Kellner (Berlin, Verlagsanstalt, 1883). Den Tenor dieser romantischen Kreuzfahrergeschichte lehrt gleich der Anfang kennen:

Vor des Allmächtigen Thron beschieden  
Ward, da erfüllt der Jahre Maß,  
Honorius, der lang hinieden  
Auf der Apostel Stuhle saß.  
Ihm folgt Gregor, ein Greis, obzwar  
Ihm Willenskraft zu eigen war,  
Trotz manchem Jüngling. Also gleich  
Erhebt im ganzen Christenreich

Die Hoffnung ihr gebeugtes Haupt,  
 Weil sie die Zeit gekommen glaubt,  
 Daß sie mit päpstlichem Geleite  
 Sieghaft der Wünsche Ziel beschreite.  
 Lebendig wirds im Vatikan,  
 Aus aller Herren Länder nah,  
 Wer Rat und Hilfe sucht, behende.  
 Ist nun die Audienz zu Ende,  
 Dann geht es an ein neues Prüfen,  
 Denn auch in wohlgesetzten Briefen  
 Bringt mancher seine Wünsche vor,  
 Und findet stets ein offnes Ohr,  
 Doch stets verschlossen Herz und Hand,  
 Und manch' gehegte Hoffnung schwand.

Man empfindet peinlich, wie ein gewisser Ton, der die Leute in Wilhelm Busch's humoristischen Knittelversen entzückt, in ernstgemeinte Dichtungen übergeht. Es herrscht in dem ganzen Gedicht, das die alte Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen neu zu gestalten sucht, eine schwunglose Glätte, nur an ganz vereinzelt Stellen erhebt sich der Verfasser zu einem poetischen Tone, an zahllosen fällt er in die gereimte Trivialität hinab. Etwas höher steht Melitta, lyrisch-episches Gedicht von Ewald Böcker (Frankfurt a. M., Karl Sügels Nachfolger). Es handelt sich hier um eine moderne Geschichte, und der Grund, warum die an sich einfache Erfindung nicht in schlichter Prosa erzählt ist, läßt sich kaum erraten. Weder der leidenschaftliche Gehalt noch die Sprache des Gedichts, obwohl nicht ungefällig, schließen einen Zwang zur gebundenen Rede ein. Das einzige erzählende Gedicht aus jüngster Zeit, das wir höher als einen Versuch stellen dürfen, ist *Der Weg nach Eden*, epische Dichtung in fünf Büchern von Karl Kösting (Leipzig, Ernst Günther). Wir sind zwar weit entfernt, dasselbe nur panegyrisch anzukündigen und müssen uns ausdrücklich vorbehalten, auf die Besonderheit dieser Dichtung, ihre Vorzüge und schreienden Mängel nochmals eingehender zurückzukommen. Aber wir dürfen wenigstens sagen, daß wir es hier mit einem ernstgemeinten Werke, hinter dem eine wirkliche Kraft steht, zu thun haben, eine Kraft, der wohl zu wünschen wäre, daß sie aus einem tieferen und reineren Brunnen als aus dem des „modernen Evolutionsgedankens“ schöpfe. Indes davon einandermal. Wenn es durchaus eine epische Dichtung sein soll, die auf dem Weihnachtstische liegt, so bleibt „*Der Weg nach Eden*“ immerhin eine solche, die ernstere Teilnahme verdient.

